

RAY LAURENCE und ANDREW WALLACE-HADRILL (Hrsg.), *Domestic space in the Roman world: Pompeii and beyond*. *Journal of Roman Archaeology*, Supplementary Series, Band 22. Oxbow Books, Portsmouth 1997, 240 Seiten.

Der Band gehört in die lange Reihe von Monographien, Sammelbänden und Aufsätzen aus den 1990er Jahren, die sich dem römischen Privathaus, seiner architektonischen Gliederung und seiner Dekoration widmen und zugleich der Bedeutung dieses Raumes für die Gesellschaft generell, für ihre Ordnung, deren Entwicklung und Wahrnehmung auf der Spur sind. Sieben der insgesamt dreizehn Beiträge konzentrieren sich auf Pompeji, die übrigen behandeln das Thema in einem zeitlich und geographisch weiteren Kontext.

R. LAURENCE (S.7–14) konzipiert in seiner Einleitung den theoretischen und methodischen Rahmen, in den er das ganze Unternehmen gestellt wissen will. Sein kursorischer Überblick über neue Theorien und Methoden der Interpretation des häuslichen Raumes zeigt, dass er sich von ihrer Anwendung auf das antike Material einen kräftigen Innovationsschub verspricht. Dabei beschränkt er sich keineswegs auf die einschlägigen Arbeiten zur Architekturtheorie, sondern nennt zumindest en passant auch die anderen, in solchen Kontexten üblicherweise angeführten Überväter: M. Foucault, J. Derrida, R. Barthes und P. Bourdieu. Nun soll natürlich keineswegs bezweifelt werden, dass ihre Schriften zahlreiche Begriffe und Konzepte zur Verfügung gestellt haben, die zu einer Verfeinerung des konzeptionellen Instrumentariums zur Beschreibung und Analyse ganz unterschiedlicher Materialien geführt haben und heute in vielen Sparten der modernen Kulturwissenschaften mit Gewinn angewandt werden. Doch hätte man sich hier Konkretes zur Frage der Operationalisierung dieser Konzepte gewünscht. Die meisten Einzelbeiträge nähern sich den Befunden dann glücklicherweise weit aus pragmatischer und bodenständiger – ohne jedoch ungebührlich in vor-(post)modernen antiquarischen Positivismus zurückzufallen.

M. GEORGE (S.15–24) fragt nach den Quartieren der Sklaven im römischen Haus. Dabei will sie sich nicht damit zufrieden geben, ohne weiteres die kleinsten und primitivsten Räume als Schlaf- und Arbeitsräume der Sklaven zu identifizieren. Sie kommt zu dem Schluss, dass das archäologische Material es nicht gestatte, diese Statusgruppe in einzelnen Gebäuden konkret zu verorten. Bei der für die Domus typischen funktionalen Pluralität einzelner Raumtypen lasse die Vielzahl der Aufgaben und Pflichten der Sklaven eine eindeutige Differenzierung der Räume nach dem Status der Benutzer und nach den durch sie ausgeübten Tätigkeiten nicht zu.

R. ALSTON (S.25–39) rekonstruiert die architektonische Form der römischen Häuser in Ägypten und fragt nach der Art ihrer Benutzung. Dabei setzt er papyrologisches Material aus dem Fajum in Beziehung zu den dortigen Ausgrabungen. Als wichtigste regionale Besonderheit sieht er die aufwändig dekorierten Eingangstore an, die dort schon in vorrömischer Zeit üblich gewesen seien. Dagegen seien die Gebäude im Inneren einfach ausgestattet gewesen, viele der für die Domus typischen Architektur- und Dekorationselemente fehlten. Alston erklärt diesen Befund mit Unterschieden in der Lebensweise. In Ägypten hätten sich viele Aktivitäten auf öffentlichen Plätzen abgespielt, Geschäfte seien auf der Straße erledigt und Gäste in eigens dafür ausgestatteten Sälen in Tempeln bewirtet worden. Das Privathaus sei deshalb nicht der zentrale Ort der Statusdemonstration seines Besitzers gewesen.

S. ELLIS (S.41–51) untersucht die Gestaltung der Bankettsäle in spätantiken Häusern. Dabei analysiert er die Aufteilung der Räume, Fußbodenmosaiken, Wandmalereien, Lichteinfall, Blickachsen und schließlich das Mobiliar. Er kommt zu dem Ergebnis, dass die formellen Gastmählern vorbehaltenen Räume vielfältig auf den Status des Hausbesitzers verwiesen. Gäste mussten auf ihrem Weg zur Apsis am Ende des Raumes, in der auf einer erhöhten Plattform das halbkreisförmige Speisesofa (*stibi-*

*badium*) stand, nicht nur den imposanten Eingangsbereich, sondern noch einen weiteren freien Raum durchqueren, wo Inschriften und Mosaiken Reichtum, Großzügigkeit und Bildung des Gastgebers demonstrierten.

S. SCOTT (S. 53–67) geht es ebenfalls um die Statusdemonstration in spätantiken Villen. Den zeitgenössischen Trend zur Errichtung von Audienzimmern, Bankettsälen und Privatbädern einerseits und die neue Vorliebe für Fußbodenmosaiken mit ›heroischen‹ Motiven und komplexen allegorischen Kompositionen andererseits stellt sie in den Kontext allgemeiner sozialer und wirtschaftlicher Wandlungsprozesse. Sie interpretiert sie als Indizien für wachsenden Reichtum und Macht lokaler Eliten. Diese Gruppe, die sich auch durch ihre Bildung von den anderen Schichten unterschied, habe sich immer mehr aus dem öffentlichen Leben in den Städten zurückgezogen und ihre Residenzen als autarke Zentren gestaltet, in denen sich eine neue distanzierte Art der Kommunikation mit dem Volk realisierte.

V. HOPE (S. 69–88) stellt die Frage, welches Erklärungspotential Grabanlagen für eine Analyse von Familie und Domus bieten. Ihre Untersuchung der Gräber von Isola Sacra, Pompeji und Aquileia zeigt, dass die räumlichen Strukturen von Haus und Grab durchaus Parallelen aufweisen. So sei etwa davon auszugehen, dass in den Grabanlagen neben dem Besitzer und seiner Familie auch die Angehörigen anderer Statusgruppen (z. B. Freigelassene) bestattet waren. Das Grab des *pater familias* habe dabei in zentraler Position gelegen. Das lasse darauf schließen, dass die Erbauer der Anlagen beabsichtigten, sich auch im Tode mit ihrer *familia* zu umgeben. Allerdings müsse man damit rechnen, dass dieser Plan später nicht umgesetzt wurde. Faktoren wie Scheidung und Wiederverheiratung, Kauf, Verkauf und Freilassung hätten eine generelle Flexibilität der Zugehörigkeitsstrukturen zur Folge gehabt, die sich auch in der Belegung der Gräber manifestierte.

S. NAPPO (S. 91–120) präsentiert die Ergebnisse neuer stratigraphischer Untersuchungen in Pompeji, die eine rasante Entwicklung der Stadt vom letzten Drittel des 3. Jhs. an belegen: Urbaner und extraurbaner Bereich wurden nach einem rechtwinkligen Einteilungsschema in einzelne Parzellen aufgeteilt und durch Straßen und Wege miteinander verbunden. Der innerstädtische Raum wurde nach einem analogen Schema in *Insulae* und individuelle Grundstücke gegliedert, die man dann nach einem weitgehend standardisierten Plan bebaut. Die in dieser Phase errichteten eingeschossigen ›Reihenhäuser‹ unterschieden sich in mehrfacher Hinsicht vom Atriumhaus. Ihre Räume waren nämlich um einen zentralen offenen Innenhof angeordnet. Nur 60 % der Gesamtfläche waren überdacht. Wasser wurde in einer Zisterne im Hinterhof gesammelt. Die Ausstattung der Häuser war insgesamt bescheiden. Nappo interpretiert diesen Entwicklungsschub überzeugend als Ergebnis eines einheitlichen Bebauungsplanes, der den steigenden Bedarf an Wohnraum befriedigte, der aus dem Zuzug zahlreicher Kleinbauern am Ende des zweiten Punischen Krieges resultierte.

J.-A. DICKMANN (S. 121–136) untersucht die baugeschichtlichen Veränderungen, die mit dem Aufkommen des Peristyls in Pompeji einhergingen. Er kommt dabei zu dem Ergebnis, dass das Peristyl in Anlagen wie etwa

der Casa del Fauno zunächst ein zusätzliches Element darstellte, das keineswegs zu einer Neustrukturierung des gesamten Raumes führte. Zentrum des Hauses sei vielmehr bis auf weiteres das Atrium geblieben, an das sich die Empfangsräume anschlossen. Erst in einer späteren Bauphase sei der Peristylbereich zum zentralen Ort für den Empfang von Gästen avanciert. Er sieht darin den manifesten Willen der pompeianischen Bauherren, den Charakter des Peristyls als fremdes, ja ›exotisches‹ Element im Ambiente der italischen Hausanlagen bewusst zu konservieren.

M. GRAHAME (S. 137–164) bemüht sich um ein alternatives Modell zur Unterscheidung des ›öffentlichen‹ und des ›privaten‹ Bereichs im römischen Haus. Er verwirft zunächst die traditionelle Methode der Korrelation von Schriftquellen und archäologischem Material, kritisiert einschlägige neuere Arbeiten und favorisiert stattdessen die von der modernen Architekturtheorie entwickelten Methoden der Raumanalyse. Seine Anwendung dieser Theorien auf ein konkretes Objekt – und zwar die Casa del Fauno in Pompeji – konfrontiert den Leser mit einer Reihe schwer zugänglicher Tabellen und Diagramme. Die Ergebnisse am Ende des umfangreichen Beitrags fallen eher mager aus. Denn die Erkenntnis, dass dieses Gebäude über subtil abgestufte Bereiche relativer ›Privatheit‹ verfügte und die Räume um die beiden *atria* herum die zugänglichsten waren, ist nicht überraschend und rechtfertigt kaum den erheblichen Aufwand. Das innovative Erklärungspotential des Modells in Anwendung auf das antike Material ist damit jedenfalls nicht bewiesen.

F. PIRSON (S. 165–181) stellt die *Communis opinio* infrage, nach der die große Mehrheit der Pompeianer in der eigenen Domus gewohnt habe und es in der Stadt nur wenige Mietwohnungen gegeben habe. Ausgehend von zwei einschlägigen Inschriften aus der *insula Arriana Polliana* und den *praedia Iuliae Felicis*, die die Möglichkeit zur Anmietung von Wohnraum anzeigten, untersucht er die Bezeichnungen für die zu vermietenden Räumlichkeiten und korreliert seine Ergebnisse dann mit dem archäologischen Befund. Es gelingt ihm ca. 450 bewohnbare abgeschlossene Einheiten in größeren Gebäudekomplexen zu identifizieren, die als Mietwohnungen geeignet waren. Allerdings ließ sich der Bedarf an solchen Wohnungen stets durch Aufteilung bestehender Hauskomplexe befriedigen. Es war nicht erforderlich, eigens Apartmentblöcke wie in Ostia zu erbauen.

J. BERRY (S. 183–195) prüft anhand einer Fallstudie, ob und in welcher Weise eine Auswertung der archäologischen Reste von Haushaltsgegenständen unsere Sicht vom Leben in der Domus modifiziert. Sie stellt alle entsprechenden Objekte aus der Casa di M. Egidius Primus zusammen und kommt zu dem Ergebnis, dass sich in allen Räumen eine breite Palette unterschiedlicher Gegenstände von Schmuck, Geschirr, Besteck bis hin zu Vorratsgefäßen und Werkzeugen findet. Zumal der Fund von Werkzeugen im Atrium veranlasst sie, eine exklusive Nutzung einzelner Räume für bestimmte Tätigkeiten generell auszuschließen. Sie plädiert stattdessen für eine Deutung, die einerseits mit der Multifunktionalität aller Räume und andererseits auch mit der Möglichkeit einer je nach Tageszeit unterschiedlichen Nutzung bestimmter Bereiche rechnet.

P. W. Foss (S. 196–218) fragt nach Anzahl und Fundort der Lararia in den pompeianischen Häusern. Nach allgemeinen Überlegungen zur Funktion des Larenkultes und seiner möglichen Bedeutung für die Zubereitung und den Ablauf der Mahlzeiten kommt er zu dem Schluss, dass sich in größeren Häusern zwar eine Verbindung zwischen religiösem Ritual und Nahrungszubereitung aufzeigen lasse, für den Verzehr der Mahlzeiten reservierte Bereiche jedoch nicht mit Schreinen ausgestattet gewesen seien. Nur in einfachen Häusern und in Sklavenquartieren seien alle diese Aktivitäten in einem Raum angesiedelt gewesen. Auch hier muss sich der Verfasser die Frage nach der Relation von Aufwand und Ertrag gefallen lassen.

A. WALLACE-HADRILL (S. 219–240) liefert eine gelungene Synthese der Beiträge und stellt sie in den Kontext der neuen Forschungen zum Atriumhaus. Grabungen in Italien und den Provinzen und die Anwendung anthropologischer und sozialwissenschaftlicher Modelle, so argumentiert er, ließen die Vorstellung einer linearen Entwicklung vom einfachen Atriumhaus mit Compluvium/Impluvium zum Peristylhaus mittlerweile obsolet erscheinen. Gemeinsames Merkmal aller italischen Häuser sei ursprünglich vielmehr die Anordnung der Räume um einen offenen Innenhof gewesen. Eine Überdachung des Atriums sei häufig erst erfolgt, wenn ein Haus mit dem Peristyl ein zweites Zentrum erhalten hatte. Gleichzeitig habe sich dann auch die gesellschaftliche Funktion des Atriums gewandelt: Da es im Vergleich mit dem Peristyl visuell weniger attraktiv und dabei gleichzeitig leichter zugänglich war, sei es zum Empfangsraum für weniger privilegierte Besucher geworden. Erst das Nebeneinander von Atrium und Peristyl habe schließlich jenes subtile Spiel mit alten und neuen, italischen und fremden Elementen hervorgebracht, das in der spätrepublikanischen und kaiserzeitlichen Gesellschaft zum zentralen Instrument sozialer Kontrolle und sozialer Differenzierung avanciert sei.

Der Band weist natürlich die üblichen Vorzüge und Nachteile von Sammelbänden auf: Die Beiträge sind von durchaus unterschiedlicher Qualität. Manche machen es dem Leser nicht leicht, die übergeordneten Fragestellungen im Blick zu behalten. Am Ende zeichnet sich jedoch ein differenziertes und komplexes Bild des römischen Hauses ab, das unsere Vorstellung vom Leben seiner Bewohner ergänzt und verfeinert.